

hätten wir es in der neuzeitlichen Literatur, strukturell gesehen, grundsätzlich mit zwei verschiedenen Figurentypen zu tun, durch die auf der einen Seite die bürgerlich-traditionelle und auf der andern die sog. moderne Literatur massgeblich bestimmt würden. Für die Beschreibung der beiden Figurentypen (feste Figur, gestische Figur) wird auf zwei Kernbegriffe aus Bertolt Brechts theoretischem Werk zurückgriffen.

- 4 Vgl. Bertolt, Brecht: Gesammelte Werke. Hrsg. von Elisabeth Hauptmann. Frankfurt/M 1967, Bd. VII, S. 328 und S. 628, Bd. VIII, S. 84. Es handelt sich um Brechts Begriff *fixierter Charakter*, der letztlich mit der [von ihm kritisierten] Auffassung zusammenhängt, man könne den Phänomenen feste Eigenschaften zuschreiben. Dahinter steht der bis zu Descartes zurückreichende rationalistische Glaube an die prinzipielle Trennbarkeit von Subjekt und Objekt. Danach versucht das Subjekt (etwa mit Hilfe der logischen Denkgesetze) von seiner festen, autonomen Position aus, das Objekt vollständig zu bestimmen. Brecht hat mit Formulierungen wie «Ich als Fixum», als «fixierter Charakter», ähnlich wie mit dem Gestusbegriff, der Forschung zentrale Begriffe zur strukturellen Unterscheidung sog. traditioneller und moderner Dichtungen angeboten.

## Von der Verlinkung der Bilder beim Lesen

Theres Roth-Hunkeler

Der Leser. Es gibt so viel zu tun. Ein Tag hat 24 Stunden. Und dann auch noch lesen? Wohlverstanden, wir sprechen hier vom Lesen literarischer Texte, egal, ob analog oder digital, keinesfalls vom Lesen im Alltag, wo so viel Zeit an Prospekte, Messages und Gratisblätter geht. Wer nur in den Ferien liest, ist kein richtiger Leser. Wer das Lesen vor lauter Verpflichtungen immer wieder aufschieben kann und nur an Regensonntagen von halb drei bis halb vier dazu kommt, der ist vielleicht ein verantwortungsbewusster Mensch, aber kein Leser.

Lesen. Alles beginnt schon viel früher. Nicht erst im Gymnasium. Wer als Vorschulkind erlebt, dass Tiere sprechen können, und nicht nur mit lieben Stimmchen, dass auch andere Kinder manchmal schlecht einschlafen, dass Geschwister oft nerven und es im Wald eigentümlich still sein kann, wer solche Dinge erzählt und vorgelesen bekommt, Abend für Abend, vormittags oder am Morgen früh, wer als Primarschulkind auf langen Bahnreisen Bücher – eigene oder solche aus der Bibliothek – dabei hat und Eltern, die sich in die Polster und in die Bücher fallen lassen, der ist mit solch gewaltigem Heimvorteil schon gut unterwegs als hoffentlich lebenslänglicher Leser. Das alles ist bekannt. Aber erwähnens- und verdankenswert sind die Leseförderungsprogramme für alle Kinder dieser Altersstufe allemal.

Lesebiografie. Ich spreche kurz von mir selbst. Ich war ein stilles Kind. In unserer Grossfamilie ging es stets laut zu und her. Ständig viele Leute, ständig viel handfeste Arbeit, ständig viele Gerüche, Landwirtschaft, dazu das Restaurant der benachbarten Tanten. Keine Bücher. Kein ruhiger Ort. Ich fand mich nicht zurecht als Kind, aber das fiel niemandem auf. Bis ich die Buchstaben und dann die Bücher fand. Über das Lesen habe ich meinen Platz gefunden. Über das Lesen habe ich gemerkt, dass die Welt nicht beim Kuhzaun aufhört und dass es Meere gibt und Landschaften, die nicht bebaut werden. Und dass es Menschen gibt, die sich nicht passgenau in ein Gefüge einordnen, Menschen, die auffallen, abfallen, ausfallen und so fort.

Lesewelten. Erst einmal bedeutet Lesen Auseinandersetzung mit äusseren und inneren Welten. Lesende produzieren dauernd Bilder und nehmen immerzu und oft unmerklich Bezug auf ein inneres Referenzsystem, das sich zuerst einmal bilden muss im Jugendalter. Die Bildwelten heutiger junger Menschen und ihre individuellen Bildsprachen haben natürlich ganz andere als literarische Quellen, verfügen Jugendliche doch bereits über grosse Weltläufigkeit. Sie sind schon Weitgereiste, ihr Fotoarchiv ist riesig, und per Klick können sie sich jederzeit in virtuelle Welten begeben. Sich auf ein Buch

einzulassen erfordert neben Zeit, die stets knapp ist, auch Konzentration. Lesen bedeutet nicht einfach Musse, sondern ist anstrengend und erfordert Geduld. Denn oft eröffnen sich Figurenkonstellationen und Schauplätze nicht auf den ersten Buchseiten, es bleibt vorerst unklar, worum es eigentlich geht. Und nicht selten ist die Sprache ungewohnt, sperrig, seltsam oder einfach so, wie sich ein junger Mensch niemals ausdrücken würde. Wenn es Deutschlehrkräfte schaffen, Gymnasiasten mit solchen literarischen Gegebenheiten vertraut zu machen, wenn sie ihnen vermitteln können, dass es normal ist, am Anfang einer Lektüre zumindest ein wenig Anlauf zu brauchen, Ausdauer und Geduld aufzubringen, dann ist schon viel erreicht für das Lesen. Was heissen will, die subtile Heranführung an das Lesen literarischer Texte ist auch im Gymnasium zwingend nötig, bringen doch längst nicht mehr alle Schülerinnen und Schüler frühe Leseerfahrungen mit. Dass es mindestens zu Beginn einfacher ist, dabei mit Texten und auch mit Medien zu arbeiten, mit denen sich Jugendliche ein Stück weit identifizieren können, liegt auf der Hand.

Leseverführung. Lesende jeden Alters wollen unterhalten, weggetragen, hineingezogen, berührt, ja, verführt werden von Literatur, das ist ein sehr legitimes Bedürfnis. Wie schafft das ein Text? Mit welchen Mitteln bringt er es Zustände, dass ich emotional reagiere, mich aufrege über die Hauptfigur, ihre Entscheide nicht billigen kann? Wie schafft es ein Text, dass ich Angst kriege und beklommen die nächste Seite lese, nur um zu erfahren, dass das entscheidende Gespräch in einem Desaster endet und der Held erst mal stocksteif im Auto sitzen bleibt und dann beschliesst.... Solche Dinge zu untersuchen und ähnliche Fragen, transdisziplinär, auch auf die Kunst, die Musik, den Film zu übertragen, sensibilisiert das Interesse für künstlerisch-kulturelle Leistungen und das eigene Potential.

Lesen und Schreiben. Dass literarische Texte aus Sprache bestehen und dass diese Sprache variantenreich ist, dass sie gestaltet ist und sich Mittel und Motive bedient, die man erkennen und benennen kann, dass Autorinnen und Autoren auch eigene Stimmen entwickeln, begründet in ihrer Persönlichkeit, ihrer Bildung und Biografie, ihren Interessen, Arbeitsweisen, Forschungsthemen und Verankerungen jeglicher Art, das alles kann Thema eines fortwährenden Literaturunterrichts sein. Und das alles bildet ja auch Gelegenheit und ist verlinkt mit Fragen nach der eigenen Erzählstimme, und zwar der Erzählstimme im Alltag. Wie spreche/schreibe ich über Erlebtes? Wie frage ich? Spreche ich überhaupt, wie transponiere ich, was mich beschäftigt, in einen eigenen Text, wie drücke ich mich aus in Mails und SMS, welche Codes benutze ich, bewusst und unbewusst, welche sprachliche Mittel wende ich an? Und wie tun es andere? Wie tun sie es in Deutsch, in Dialekt, in anderen Sprachen? Wie tun sie es im Rap, im Spoken Word und in Formen des Gedichts? Das sind Unterrichtsthemen, die zur Stärkung der mündlichen und schriftlichen Textkompetenz beitragen, deren Grundlage stets das Lesen, auch das Lesen ganz heutiger Texte ist. Und dass Textkom-

petenz nicht nur in künstlerischen Disziplinen gefragt ist, bestätigt jede Fakultät.

Lesen wirkt. Dass sich die literarischen Stimmen zwar unterscheiden von der alltäglichen Sprache, auch wenn sie durchaus von alltäglichen Problemen anderer Menschen handeln können, von den grossen Konflikten und den immer gleichen Themen in immer anderer Version, solche Einsichten erhalten Gymnasiasten nur über das Lesen von Primärtexten, nicht in der Theorie. Wenn sie dabei ganz privat die Erfahrung machen, dass Literatur mit dem Leben zu tun hat, manchmal auch tröstet und trägt, ein Ort des Rückzugs sein kann, zur Selbstfindung beiträgt, ein paar Antworten liefert und einen Berg neuer Fragen zugleich, so sind das doch hoch erwünschte Nebenwirkungen.